

Tod und Sektion

Die Volkswagenstiftung fördert das interdisziplinäre Forschungsprojekt „Tod und toter Körper – Zur Veränderung des Umgangs mit dem Tod in der gegenwärtigen Gesellschaft“. Die deutsche wissenschaftsfördernde Stiftung unterstützt ausgewählte Projekte, die sich mit Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften beschäftigen. Am 14. und 15. Juni fand im Rahmen dieses Projekts die Tagung „Tod und Sektion“ an der Technischen Universität Berlin statt.

„Unser Thema gehört, wenn man so will, aus existenziell höchst einschichtigen Gründen in die Rubrik der Schlüsselthemen nicht nur der Geisteswissenschaften: Wir beschäftigen uns mit dem Tod“, so Professor Dr. Hubert Knoblauch vom Institut für Soziologie der TU Berlin.

Wie ändern sich der gesellschaftliche Umgang mit dem Tod und seine Bedeutung in der modernen Kultur? Welche Rolle spielt der Tod in den Handlungen und im Wissen der Menschen? Wird das personale Verhältnis des Individuums zum Tod aus der gesellschaftlichen Kommunikation ausgeschlossen? Wendet sich die moderne Kultur mit ihrer immanenten Weltsicht wirklich vom Tod ab oder rückt der Tod nach langer Marginalisierung wieder in das Zentrum der Aufmerksamkeit? Welche Bedeutung haben dabei die Lebenswissenschaften und ihre Methoden?

Diese Fragestellungen bilden die Schwerpunkte in dem Forschungsprojekt, das im November 2008 seine Arbeit für eine Laufzeit von drei Jahren aufgenommen hat. Die Tagung „Tod und Sektion“ ist einer der Eckpunkte der breitangelegten wissenschaftlichen Diskussion. Zwischen Expertinnen und Experten der beteiligten Teilprojekte Philosophie (Universität Marburg), Soziologie (TU Berlin), Medizingeschichte und Medizinethik (Universitätsklinikum der RWTH Aachen) und Rechtswissenschaft (Universität Zürich) fand ein enger fachübergreifender Austausch statt. Sowohl während der Podiumsdiskussion mit dem Titel „Tod und toter Körper – Enttabuisierung oder neue Grenzen?“ als auch bei den neun Exper-

tenvorträgen wurde deutlich, wie unterschiedlich sich die beteiligten Disziplinen dem Veranstaltungsthema näherten, sich aber dennoch gegenseitig bereichern konnten.

Virtopsie

So stellte etwa Professor Dr. Michael Thali seinen Ausführungen über „Virtopsie – Chancen und Herausforderungen für das Recht“ voran, wie erfreulich es für ihn sei, vor einem interessierten Fachpublikum verschiedenster Wissenschaftsbereiche die Erfahrungen darzulegen, die in den letzten zehn Jahren am Institut für Rechtsmedizin der Universität Bern zur virtuellen Autopsie – der Virtopsie – gemacht worden sind. Bei der „Virtopsie“ handelt es sich um eine vor allem im forensischen Bereich eingesetzte dreidimensionale, virtuelle Rekonstruktion von Körperoberflächen, dem Körperinneren sowie von Unfallhergängen und Tatwaffen. Thali legte dar, wie es mit Hilfe eines Oberflächen-scanners, der ursprünglich vor allem in der Architektur zur Anwendung kommt, der Magnetresonanz-Spektroskopie und Computer-Tomographien möglich ist, Todesursachen und Verletzungen sehr viel genauer und objektiver darstellen zu können als bei klassischen Autopsien. Das neue Verfahren könne die Autopsie ergänzen, aber nicht ersetzen. Möglicherweise werde Virtopsie aber in einigen Jahren bei der rechtsmedizinischen Untersuchung zur Routine.

Sinkende Sektionsquote

Damit berührt Thali einen der Kernpunkte der Tagung: Inwieweit spielt der

Gedanke der körperlichen Unversehrtheit eine Rolle bezüglich der Frage nach der sinkenden Sektionsquote. Auffallend ist, dass in den verschiedensten westlichen Gesellschaften die Bereitschaft zur klinischen Sektion sinkt. Immer weniger Menschen sind bereit, den eigenen toten Körper oder den Körper von Nahestehenden einer ärztlichen Sektion bereit zu stellen. In Deutschland sind es in der letzten Zeit nur noch etwa 3 Prozent der 900.000 Toten pro Jahr. Für 2008 vermutet man womöglich nur noch 1 Prozent. Die zunehmende Scheu vor der Sektion steht in Kontrast zur öffentlichen Darstellung toter Körper, wie etwa der Popularität gerichtsmedizinischer Sektionen in Film und TV. „Ich will nicht zerstückelt werden“, sei ein vielgehörter Ausspruch.

Professor Dr. med. Michael Tsokos, Leiter des Instituts für Rechtsmedizin der Charité, wies jedoch darauf hin, dass die sinkenden Quoten nicht Ausdruck eines veränderten Umgangs mit dem toten Körper oder eines Bewusstseinswandels seien, sondern „Ausdruck des Zustands des Gesundheitssystems“. Das sei gekennzeichnet von fehlenden personellen und zeitlichen Ressourcen, Kostendruck, dem Wechsel rechtlicher Rahmenbedingungen von der Zustimmung- zur Widerspruchslösung sowie dem fehlenden Interesse der Kliniker an der Sektion.

Bestattung

Interessant ist in diesem Kontext der Verweis auf den Vortrag „Umgang mit jüdischen Gräbern und Totenkult in Deutschland nach 1945“ von Professor Dr. Robert Jütte, Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung. Der Medizinhistoriker gab zu bedenken, dass viele unterschiedliche Vorstellungen vom Umgang mit dem Verstorbenen existieren. So spiele etwa in der christlichen Glaubensvorstellung die Integrität des Körpers keine große Rolle mehr, während sie in der jüdischen Tradition in der Halacha, die sich auf die rechtlichen Aspekte des Judentums bezieht, festgeschrieben ist. Demnach sollen die Leichenteile vollständig beim Leichnam

bleiben, die Umbettung sei ebenso wie eine DNA-Analyse verboten, denn kein Teil des Körpers soll der Bestattung entzogen werden.

Die Leiche als Ding

In der Diskussion um den Umgang mit dem toten Körper war zuvor schon durch Dr. Rolf-Peter Lange, Verband Deutscher Bestattungsunternehmen e.V., ein wichtiger Aspekt zur Sprache gekommen. In gewissen Kontexten werde die Leiche als Ding behandelt, sagte Lange. Die Bestatter sehen sich zunehmend mit einer so genannten „Entsorgungsmentalität“ von Seiten der Angehörigen konfrontiert. Es gehe darum, ihre Verstorbenen möglichst schnell und billig unter die Erde zu bringen. Darüber hinaus unterliegt die Bestattungsbranche weiteren Veränderungsprozessen der Trauerkultur. Der Verbandsvorsitzende nennt den sinkenden Einfluss der Kirchen, die zunehmende Individualisierung, kulturelle Pluralisierung und das Aufkommen neuer Rituale. Das eigentliche Problem für den Bestatter sei die zunehmende Distanz zwischen den Angehörigen und dem Verstorbenen. Deshalb spreche er gegenüber den

Angehörigen immer von der verstorbenen „Großmutter“, mit der Absicht, Bindung herzustellen. Lange warnt vor der Gefahr der „Kulturlosigkeit“ im Umgang mit dem Tod.

Vereinsamung

Auf ein wesentliches Problem unserer Gesellschaft macht Professor Dr. med. Wolfgang Eisenmenger, ehemaliger Vorstand des Rechtsmedizinischen Institut der LMU München (seit März 2009 im Ruhestand), in seinen Ausführungen „Quincy als Über-Ich – Medienbild und Realität der gerichtlichen Sektion“ aufmerksam. Seiner Ansicht nach verbessere sich zwar das Image des Gerichtsmediziners durch die medialen Darstellungen, bedauerlicherweise stimme die Medienwirklichkeit mit der Berufsrealität jedoch nicht überein. Letztere sei weder spektakulär, noch so sauber und steril wie in TV-Serien gezeigt. Was Eisenmenger damit meint, ist auf einigen Fotos zu sehen: so genannte „Wohnungsleichen“, also ein einsam verstorbener Mensch, der etwa zwei Jahre unentdeckt in einem Mietshaus gelegen hat sowie eine mumifizierte Leiche, die erst sieben Jahre nach dem Eintritt des

Todes aus einer Wohnungen geborgen werden konnte. Der Rechtsmediziner: „Man kann nicht im Frack und Zylinder sezieren“ sagt er und empfiehlt den Artikel „Der Tod ist irgendwie geil, oder?“ von Georg Klein zu lesen, um sich ein Bild über das zu machen, was mediale Aufmerksamkeit erregt und was nicht.

Resümee

Die Veranstaltung an der TU Berlin konnte auf vielfältige Art und Weise zeigen, dass sich der gesellschaftliche Umgang mit dem Tod und seine Bedeutung in der modernen Kultur ändern. Neben neuen Trauerformen, einem verstärkten Erscheinen populärer Ratgeberliteratur sei beispielsweise auch ein Wandel der Bestattungsformen wie etwa Einäscherung, Urnenbeisetzung und eine Musealisierung der Friedhöfe zu beobachten, so die Experten. Noch umfassendere Untersuchungsergebnisse werden die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler 2010 vorlegen, wenn sie sich in Zürich auf einer zweiten Projekttagung begegnen werden.

Verfasserin:

Ulrike Hempel, Medizinjaurnalistin